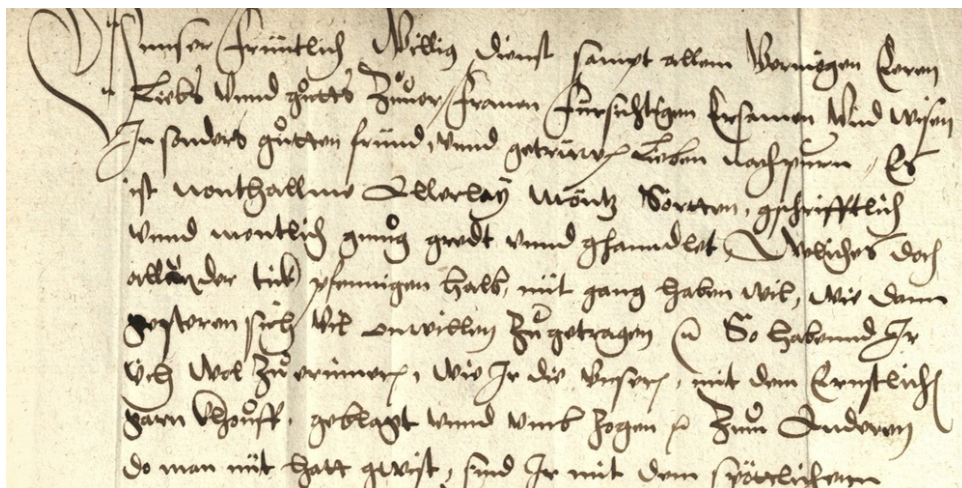


Mit scharfer Zunge und höflicher Feder



Drei Missiven aus dem Sommer 1587 von Appenzell zeigen, wie Sprache Macht ausüben kann. (hier im Bild die Missive vom 6.9.1587) Bild: StadtASG, Missive 1215

Das Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde hat den Briefverkehr («Missiven») der Stadt St.Gallen von 1400 bis 1650 digital erfasst. Als «Missive des Monats» stellen wir Ihnen jeden ersten Freitag im Monat ein besonders interessantes Schriftstück vor. Heute zeigen wir im zweite Teil einer dreiteiligen Serie zum schwierigen Verhältnis der Gallusstadt zum Appenzellerland, wie der «Sprachkampf» zwischen Appenzell und St.Gallen geführt wurde.

Der sich über das ganze 16. Jahrhundert ausdehnende Wirtschaftskrieg zwischen Appenzell und St. Gallen eskalierte Ende des 16. Jahrhunderts erneut: Die reiche Handelsstadt St.Gallen kontrollierte den Ostschweizer Textilmarkt, während das ländliche Appenzell als abhängiger Produzent zunehmend selbstbewusster auftrat.

In der [Missive des Monats Februar](#) wurde gezeigt, dass Appenzell gezielt Fake News einsetzte: erfundene Bannergeschichten und manipulierte Wappenbilder sollten den Gegner symbolisch demütigen. Die Sprache als Waffe zeigt sich nicht nur in solchen Propagandakampagnen, sondern auch im diplomatischen Alltag zwischen den Regierungen.

Drei erhaltene Missiven im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Streitigkeiten zwischen St.Gallen und Appenzell (Nr. 1209, 1214, 1215) zeigen eindrücklich, wie Sprache als politisches Instrument eingesetzt wurde und wie selbst in hitzigen Konflikten die Form gewahrt blieb.

Der Auslöser: Luggmilch, Garn und Münzen

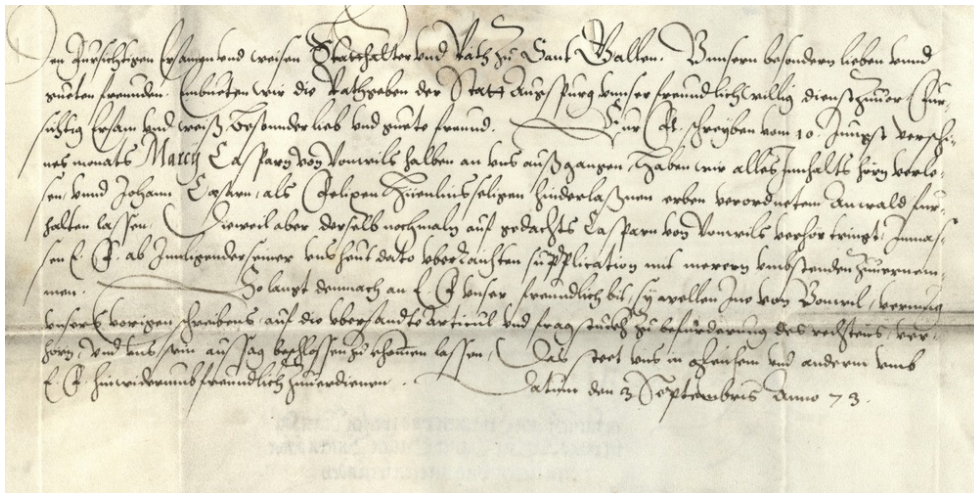
Der Konflikt begann scheinbar harmlos. Am 8. Juli 1587 reagierte Appenzell auf eine Beschwerde St.Gallens. Appenzeller Bauern hatten entgegen einem städtischen Verbot bereits am Freitag Luggmilch – eine Art dicke Milch oder geschlagenen Rahm – auf dem St.Galler Markt verkauft, vermutlich, anstatt auf den regulären Samstagmarkt zu warten.

Die Appenzeller Regierung zeigte sich kooperativ und versprach, ein Mandat zu erlassen, das in allen marktnahen Kirchen verlesen werden sollte, um die Bevölkerung

zu mahnen. Appenzell nutzte die Gelegenheit, um seinerseits Kritik zu äussern: St.Galler Bürger würden sich weigern, französische Münzen zum üblichen Kurs von 23 Kreuzern anzunehmen, obwohl diese von guter Qualität und mit ausreichend Silber versehen seien.

In der Vormoderne kursierten zahlreiche Münzsorten unterschiedlicher Qualität, was zu ständigen Unsicherheiten und Streitigkeiten bezüglich des Werts und der Wechselkurse führte. Für die Appenzeller, die ihre Produkte auf dem städtischen Markt verkaufen mussten, war die Verweigerung der Münzannahme existenzbedrohend.

Das Ende dieses ersten Briefs klang noch versöhnlich. Gott wurde als neutraler Beschützer beider Parteien angerufen, ein üblicher, formelhafter Abschluss einer Missive.



Nicht nur der Inhalt, sondern auch die Wahl des Mediums war entscheidend: Reichsstädte wie Augsburg oder Nürnberg verfassten ihre Briefe jeweils auf Pergament, kleinere Orte, wie im Falle von Appenzell, benützten Papier. Hier eine Pergament-Missive von Augsburg aus dem Jahre 1573, man beachte auch das viereckige anstelle des hochkantigen Briefformates Bild: StadtASG, Missive 1004

Von Kooperation zu Konfrontation

Zwischen Juli und September fanden Verhandlungen über die Münzfrage statt, die aber offenbar ergebnislos blieben. Am 4. September schickte Appenzell einen Brief nach St.Gallen, in dem die Tonlage deutlich fordernder wurde. Man appellierte zwar noch an «fridliche unnd nachpürliche fründtschafft», setzte St.Gallen aber eine Frist. Ab dem nächsten Tag sollten die französischen Pfennige entsprechend angenommen werden, bis zu einer weiteren Einigung.

Passend dazu wird in der Schlussformel dieses zweiten Briefs Gott nicht mehr nur als passiver Beschützer angerufen, sondern als aktiver Schiedsrichter. Er soll entscheiden, «was zuo frid, ruow unnd ainigkait dienen mag». Eine subtile Botschaft an St.Gallen, dass Gott auf der Seite des Friedens stehe, den Appenzell anbiete.

Nur zwei Tage später, am 6. September 1587, folgte ein dritter Brief und der Ton hatte sich dramatisch verändert. Jetzt griff Appenzell zu einer Waffe, die in offiziellen Kanzleischreiben zwischen Städten selten zu finden ist, wie das Folgende zeigt.

Bildsprache als Eskalationsstrategie

In den Missiven dominierte normalerweise eine sachliche, formelhafte Sprache. Metaphern und emotionale Ausdrücke waren die Ausnahme. Wenn sie dennoch auftauchten, war dies kein Zufall, sondern ein kalkulierter Bruch mit der Norm. Der dritte Brief zeigt dies deutlich. Appenzell machte darin drei Vorwürfe, jeder wurde mit bildlicher Sprache untermauert.

Garn war der Rohstoff für die Leinwandproduktion, eines der wichtigsten Exportgüter der Ostschweiz. St.Galler Kaufleute kontrollierten grosse Teile des Garnhandels, während Appenzeller Weber und Spinnerinnen oft abhängige Produzenten waren. Bereits zehn Jahre zuvor, 1578, hatte St.Gallen versucht, Zwischenhändler auszuschalten und verlangt, dass Appenzeller Spinnerinnen ihr Garn persönlich in der Stadt verkaufen sollten.

Im Winter, der Hochsaison für die Garnproduktion war das für viele Frauen, oft Mütter mit Kindern, ein unzumutbarer Weg. Appenzell griff diesen alten Konflikt nun erneut auf und warf St.Gallen in einer ersten Anklage vor, durch diese monopolartige Stellung «geblagt und umgezogen» – schikaniert und manipuliert – zu werden.



St.Gallen im Jahr 1548, deutlich sichtbar sind die grossen Bleichfelder der Leinwandproduktion im Vordergrund Bild: Holzschnitt aus der Stumpfschen Chronik 1548 (Ausschnitt)

Zweitens warf Appenzell St.Gallen nun vor, den Luggmilch-Streit «spöttisch und lächerlich» zu instrumentalisieren und bewusst aufzubauschen. Aus der kooperativen Haltung vom Juli war nun bittere Anklage geworden. Der «lächerliche» Fürkaufvorwurf war aus Appenzeller Sicht kein ernsthafter Konfliktgrund im Vergleich zum «Wucher» der St.Galler Geldwechsler.

«Fürkauf» bezeichnete den Kauf von Waren vor dem offiziellen Marktbeginn oder das Aufkaufen grosser Mengen, um sie teurer weiterzuverkaufen; eine Art mittelalterliche Spekulation. Drittens bezeichnete Appenzell diejenigen St.Galler, die vom Münzwechsel profitierten, als «schindern und schaber deß grossen wuochers».

Appenzell warf St.Gallen nicht nur monopolistische Marktkontrollen und Währungsmanipulation vor, sondern auch, sie «am schnürchen herumzuführen». Dies war ein direkter Angriff auf die Ehre der Stadt St.Gallen, indem ihr böse Absicht unterstellt wurde. Die Bildsprache machte aus einem wirtschaftlichen Streit eine Frage der moralischen Integrität.

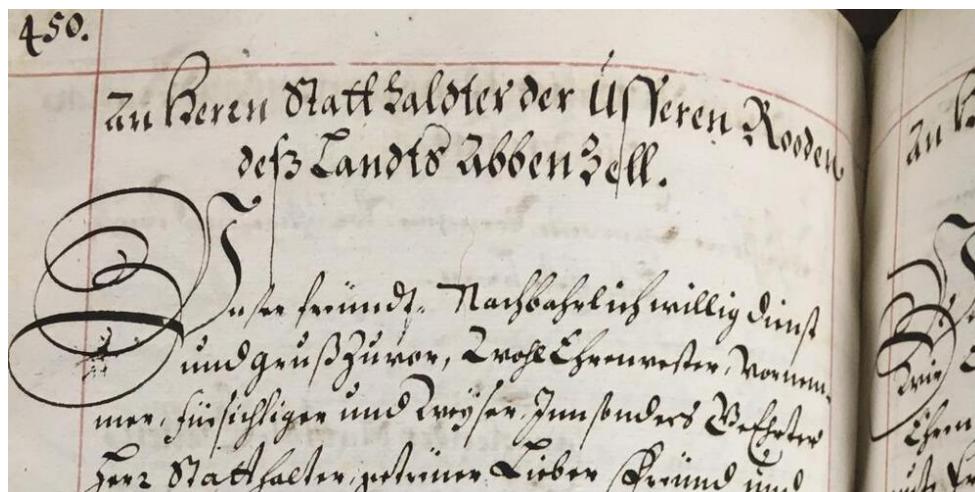
Warum setzte Appenzell nun auf Bildsprache und emotionale Eskalation? Offenbar hatte die gescheiterte Verhandlung über die nicht akzeptierten Münzen ihre Geduld erschöpft. Die Bildsprache hob den Konflikt von der technischen auf eine moralische Ebene. Die Vorwürfe von Spott, Manipulation und Wucher sollten St.Gallen in die Defensive drängen und Appenzell als Opfer der mächtigen Stadt darstellen.

In diesem dritten Brief wird auch die göttliche Instanz zur Waffe. Gott wird direkt um Intervention gebeten, er soll St.Gallens Herz erweichen. Appenzell stellt sich rhetorisch auf die Seite des göttlichen Willens, während St.Gallen implizit als gottlos und friedensfeindlich dargestellt wird.

Höflichkeit als letzter Anker

Trotz der scharfen Kritik blieb die Form in allen drei Briefen nahezu identisch. Die Appenzeller hielten an den elaborierten, freundschaftlichen Kurialien fest – jenen formelhaften Bestandteilen des Briefes, die Anrede, Eingangs- und Schlussformel umfassten. Dieser Kontrast ist kein Widerspruch, sondern strategische Höflichkeit.

Die formelle Ebene diente als diplomatischer Puffer, um trotz des konflikthaften Inhalts die Möglichkeit einer Lösung offenzuhalten. Auch die wiederholte Anrufung von Nachbarschaft, Freundschaft sowie Frieden, Ruhe und Einigkeit gehörte zu diesem rhetorischen und diplomatischen Rahmen.



Für die Anschrift der Empfänger gab es in der Kanzlei jeweils auch ein sogenanntes Titulatur- oder Adressbuch, wonach sich die Kanzleischreiber richteten. Eine sehr wichtige Angelegenheit war die Reihenfolge und Verwendung der «korrekten» Attribute beim Anfangsgruss Bild: StadtASG/1/1/571

Sprache als Spiegel politischer Spannungen

Die drei Briefe aus dem Sommer 1587 zeigen eindrücklich, wie Sprache als politisches Instrument funktionierte. Von diplomatischer Kooperation im Juli über fordernde Fristsetzung Anfang September bis hin zu scharfer, bildlicher Anklage nur zwei Tage später ist die Eskalation in jeder Zeile spürbar. Selbst die Anrufung Gottes folgte dieser Dynamik, vom neutralen Beschützer über den Schiedsrichter bis zur direkten Bitte um Intervention.

Die Bildsprache war kein spontaner Wutausbruch, sondern eine kalkulierte rhetorische Strategie. Sie sollte emotionalisieren, moralisieren und Druck aufbauen. Gleichzeitig bewahrte die höfliche Formelhaftigkeit einen Rest diplomatischen Anstands.

Die Sprache der Missiven dokumentiert, wie angespannt das Verhältnis zwischen der wohlhabenden Handelsstadt und dem ländlichen, aber selbstbewussten Nachbarn war – ein struktureller Konflikt um die Abhängigkeit vom städtischen Markt und den Kampf um wirtschaftliche Selbstbestimmung.

Die Missiven zeigen, dass Sprache damals wie heute ein Seismograf politischer Verhältnisse war. Im April zeigen wir, wie die Spannungen mit St.Gallen zur Verschärfung der ohnehin angespannten konfessionellen Lage im Appenzell des 16. Jahrhunderts beitrugen.

Die erwähnten Missiven sind ab diesem Mai abrufbar unter: missiven.stadtarchiv.ch

Der erste Teil der dreiteiligen Miniserie unter: stgallen24.ch/articles/361116

Literatur

- Mächler, Alina / Glaser, Elvira: Amtliche Kommunikation im Bodenseeraum. Frühneuhochdeutsche Missiven des 15. Jahrhunderts, in: Lenka Vaňková (Hg.), Kanzleien, Kanzleitypen, Kanzleinormen und Schreiberindividuen, Ostrava 2024, S. 159-176.

Alina Mächler